Nummer 149 Freitag, 29. Juni 1923

Berliner Familien-Zeitung

Die Flucht zu den Menschen

ROMAN VON HEMMO DUDERSTADT

[10. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Am Hausvogteiplatz stieg Karl Alfred aus und ging über den leeren Dönhoffplatz hinweg die Kommandantenstraße hinunter dem Moritzplatz zu.

Jetzt also wieder zu Frau Klotz! Die vier Wände ermüdeten. O dieser Stumpfsinn der Mietwohnungen! Immer das gleiche. So ein Junggeselle hat doch kein Heim, dachte er. Ob er heiratete? Verrückte Idee!

Berlin machte so schlaff, so lebensunlustig. Diese Stadt kann man nur in Gesellschaft genießen. Ist man allein, fühlt man sich verlassener als auf dem Dorfe.

Toppidi hatte Lust, sich zu betrinken. In der Kneipe war man niemals allein. Und wenn man mit dem Wirt oder dem Kellner schwatzte.

Er suchte die Likörstube auf, in der er an dem Abend einkehrte, als er Berliner Boden betrat.

Eine Zupfgeige spielte.

Das war sicher: Der Kleinstädter von damals war er nun nicht mehr.

Und wiederum ging es auf sechs, als er nach Hause kam.

6. Kapitel

Auf Toppidis Schreibtisch in der Manuela lag eine Depesche und wartete.

Franz Behrens, der seit 14 Tagen aus den bayerischen Bergen zurück war, sah auf die Uhr. Wo blieb nur Karl Alfred?

Mein guter Vetter hat sich verändert, dachte der Propagandachef, tippte ein Stäubchen vom Gut und vertiefte sich weiter in seine Korrespondenz.

Besucher kamen und gingen, der Platz drüben blieb leer.

Es ward zwölf Uhr, ehe Toppidi eintrat, etwas angesäuselt, mit alkoholglänzenden Augen und köstlichen Backen.

„Entschuldige tausendmal, lieber Franz", sagte er sehr lebhaft und streckte Behrens die Hand hin . . . „Ich wurde aufgehalten, ich habe die Redaktionen abgeklappert."

„Die Redaktionen und die Likörstuben."

„Leider auch das. Aber weine man nicht: Ich habe gestern abend unten am Alexanderplatz eine Weinstube entdeckt, mit österreichischer Schrammelkapelle, relativ billig, und da hab' ich mich mutterseelenallein hingesetzt und ein paar kesse Gedichte geschrieben, ich sage dir, fabelhaft. Die verteilte ich heute unter den Regisseuren der Feder, und dabei . . . Na ja, der Nachdurst!"

„Vordurst, Hauptdurst, Nachdurst." Behrens lachte nicht ohne Bitterkeit.

„Eine Depesche", sagte Karl Alfred, erfreut über die Ablenkung, riß die blaue Marke ab und las: „Ankomme Anhalter vier Uhr. Bitte, wenn möglich, Bahn. Bloch."

„Etwas Wichtiges?"

„Mein bester Mitbacher Freund kommt heute nachmittag nach Berlin. Ich werde an die Bahn gehen müssen."

„Bloch, von dem du erzähltest?"

„Derselbe."

„Hoffentlich wäscht er dir den Kopf."

„Was hast du nur?"

Franz Behrens schob seinen Stuhl ein wenig zurück und holte tief Atem. „Weißt du, Karl Alfred, du hast dich in der letzten Zeit in einer Weise verändert, die mich beunruhigt. Ob du mal um eins statt um elf ins Bureau kommst, ist mir vollständig gleichgültig. Ob du ab und an mehr oder weniger illuminiert bist, auch. Ob du dich abends amüsierst, dito. Aber in deinem Arbeitseifer, in deiner Liebe zur Sache, im Temperament bei deiner Tätigkeit hier bei uns ist eine Veränderung eingetreten, die gerade deshalb bedenklich ist, weil sie sich nicht definieren läßt. Man kann sich nicht über dich beklagen, du bist nicht faul und nicht unbrauchbar, aber du leistest heute soviel wie ein durchschnittlicher kaufmännischer Angestellter schlecht und recht schafft, und das ist für einen Menschen vom Bau viel zu wenig. Ich vermisse, seit ich aus Bayern zurück bin, die Initiative, die Schaffensfreude, die Arbeit aus eigenem Kopf, aus eigenem Herzen heraus."

Karl Alfred hatte, ohne die Wimpern zu zucken, zugehört. „Es ist ein Jammer, daß du recht hast", sagte er ohne merkliche Unruhe.

„Dann tu doch etwas dagegen!" Behrens schlug mit der Faust auf das Pult. „Du hast Gaben wie wenige! Man erwartet von dir keine Feuilletons, keine kessen Gelegenheitsgedichte, sondern literarische Höchstleistungen. Man erwartet von dir bei uns im Film keine Propagandafächelchen, sondern Manuskripte, die bazu beitragen, die Frage Film und Kunst im bejahenden Sinne zu lösen! Wir sind nicht dazu da, bloß Tamtam zu schlagen. Wir stehen auf umkämpftem Boden, mitten in der Schlacht. Mitarbeiter am Wiederaufbau, nein, mehr noch, Arbeiter am geistigen Neubau! In Deutschland haust ein künstlerisch verloddertes Volk. Der Wilhelminismus hat uns auch da ruiniert. Courts-Mahler, Rudolf Herzog, Toppie und wie sie sich nennen, sind noch heute Parole. Frage in tausend deutschen Familien, wer den „Ketzer von Soana" gelesen hat, nicht fünfzig antworten Ja! Frage, wer „Prinzeß Lolo" und „Rose von Lossow" kennt, neunhundert antworten Ja! Und im Film ist es ebenso. Film keine Kunst? Warum denn nicht? Schweden, Amerikaner, Franzosen, alle, alle sind uns überlegen. Und wir? Kitsch, Kitsch und nochmals Kitsch! Da sind doch Aufgaben, die einen locken müssen!"

Wenn der Mensch doch aufhören würde, zu dozieren! Karl Alfred hatte den Kopf in die Hand gestützt. Es wird wohl auch ohne mich gehen, dachte er. Warum ließ man ihn nicht in Ruhe? Und der Schädel war schwer.

Man schrieb jetzt Anfang Juli, ein brütender Sommer lagerte über Berlin. Tatsächlich, Toppidi hatte geschludert die letzten drei Monate, das gestand er sich selber tausendmal. Aber was sollte man machen?

„Lieber Franz!" Er mußte ordentlich einen Anlauf nehmen, um zu antworten. „Was du mir erzählst, ist gut gemeint und ohne Zweifel in vielem richtig. Du qualifizierst mich als Künstler, hoffentlich hast du recht. Aber wenn du recht hast, mußt du mir eins konzedieren: Der Künstler braucht Eingebung, Intuition. Und das fehlt mir!"

„Mumpitz!" Franz Behrens fuhr sich mit der Hand über den Lockenkopf und wurde noch energischer. „Der Künstler braucht Willen wie jeder andere Sterbliche auch, wenn er etwas leisten will. Stimmung hast du oft genug, wenn du hinter dem Becher sitzt, und was du dann schreibst, ist ja gut, aber es ist nichts Ganzes, nichts Großes, nichts Rundes, nichts Volles!"

„Ja, dann weiß ich es auch nicht." Und es klang müde und resigniert.

„Das ist ja das Schlimme!" Behrens beugte sich wieder über seine Briefe, und auch Karl Alfred tat, als arbeite er.

Als er um ¼4 Uhr aufbrach, um an die Bahn zu gehen, sah ihm Behrens ins Auge und meinte: „Es kommt mir von Herzen!"

„Das weiß ich, Franz."

Auf dem Anhalter Bahnhof lief der Zug gerade ein, als Karl Alfred ankam. Ferdinand Bloch überschlug sich vor Lebhaftigkeit, als die beiden sich sahen. In der Linken trug er eine etwas altmodische Reisetasche mit Tuchbezug, mit der Rechten gestikulierte er.

„Ich komme auf dauernd nach Berlin, Karl Alfred. Stellung im A. D. G. B." Also Gewerkschaftskarriere! Ja, der Politiker! Nicht aus der Bahn zu bringen!

„Gratuliere von Herzen, Ferdinand!"

„Ich habe dir viel zu erzählen."

Schon auf dem Wege zur Gepäckausgabe berichtete er von Mirbach und Halle, von Görlitz und Kassel. Als man endlich einen Riesenkoffer und zwei Bücherkisten in der Droschke verstaut hatte, fuhr man bedächtig los.

„Das gewohnte Berliner Einzugsbehikel!" sagte Toppidi. Bloch hörte nicht darauf.

„Ich freue mich auf die Arbeit hier! Es muß ein frischer Zug in die Bonzengesellschaft. Da herrscht eine grausige Arterienverkalkung. Die Jugend muß herangezogen, wenn nötig, hereingeschmuggelt werden. Sieh dir die Leute an! Was ist denn da maßgebend? Die Zahl der durchgesessenen Hosen, die Reihe der abgelaufenen Schuhsohlen! Man stolpert Schritt für Schritt die Parteitreppe hinauf, und ist man oben, dann ist man ein alter Trottel geworden!

(Fortsetzung folgt.)

Volksbildung-Menschenbildung

Saboteure des neuen Geistes

Der Fall Schmidtchen

Im März wurde die Lehrerin Fräulein Schmidtchen von der weltlichen Schule Marten nach der weltlichen Schule Hagen versetzt. Eine Lehrerin Fräulein Jaeger von der evangelischen Schule Marten hatte Fräulein Schmidtchen zwei Knaben geschickt und ließ durch diese mitteilen, ein Knabe aus Fräulein Schmidtchens Klasse habe von den Franzosen Essen geholt; sie möge ihn dafür bestrafen.

Fräulein Schmidtchen tat, was jeder anständige Mensch getan hätte. Sie schrieb der Kollegin etwa folgendes: „Da ich Ihre Verhetzungspolitik im allgemeinen und in der Schule im besonderen nicht teile, bitte ich Sie, künftig derartige Angebereien nicht an mich gelangen zu lassen."

Der Erfolg war die Inbewegungsetzung eines großen Apparates von Lehrerkollegium und Arnsberger Regierung mit dem Ergebnis der Versetzung und — Ausweisung Fräulein Schmidtchens aus dem besetzten Gebiet! Die Einzelheiten zeugen von einer besonders schikanösen Natur der damit in Verbindung stehenden Kleinstadtmachthaber.

Der Fall beleuchtet grell den Geisteszustand gewisser Schulkreise in der Provinz und insonderheit im besetzten Gebiet. Er ist eine notwendige Folge der Unterlassungssünden des Volksbildungsministeriums, das ruhig zusieht, wie — entgegen der Reichsverfassung — der Völkerhaß nicht nur gepredigt wird, sondern wie obendrein noch die wenigen besonnenen und vernünftigen Geister terrorisiert werden. Wann wird unser Volk einsehen, eine wie elende Mache die große Haßgetze gegen das französische Volk ist? Wie ganz anders die Taten der Großkopteten hinter den Kulissen aussehen? Wann wird es unterscheiden lernen zwischen Degoutte und dem französischen Volk?

Ihr christlichen Lehrer und Geistlichen! Wenn Jesus heute durchs Ruhrgebiet ginge: wer wäre ihm lieber, der polnische Spion und neuste „deutsche Nationalheld", der Brücken sprengt im Augenblick des Herannahens eines mit Menschen besetzten Zuges, oder der Knabe, der einen Napf Essen aus der Hand eines menschlichen Soldaten nimmt?

Weniger Schule!

Der Bund entschiedener Schulreformer hat an das Provinzialschulkollegium folgendes Ersuchen gerichtet, dessen gute Gründe keiner Unterstreichung bedürfen.

Der Bund entschiedener Schulreformer bittet das Provinzialschulkollegium, unverzüglich darauf hinzuwirken, daß die wöchentliche Stundenzahl in der zweiten, ersten und Oberklasse der Volksschulen von 32 auf höchstens 30 Stunden herabgesetzt wird, sowie daß Kurzstunden eingeführt werden. Gesundheitliche Bedenken ernstester Art stehen unter den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen dem bisher üblichen Brauch entgegen. Der seit einiger Zeit wieder eingeführte Nachmittagsunterricht ist eine Unmöglichkeit für die zahlreichen Kinder, die mehr oder minder verschleierte Erwerbsarbeit treiben oder infolge Erwerbsarbeit der Mutter die kleinen Geschwister hüten, das späte Mittagessen bereiten oder auf dem Laubenland helfen müssen. Eine überstarke Inanspruchnahme unserer unterernährten und abgehetzten Volksschulkinder macht sich schon jetzt bemerkbar.

Es muß auch nachdrücklichst darauf hingewiesen werden, daß nach den jetzigen Vorschriften ein elf- bis zwölfjähriges Kind einer zweiten Volksschulklasse wöchentlich nur zwanzig Minuten weniger Unterricht hat als ein Gymnasialsekundaner; auf den Volksschüler entfallen 50 × 32 = 1600 Minuten, auf den Gymnasiasten 45 × 36 = 1620 Minuten.

Der Bund entschiedener Schulreformer bittet dringlichst, daß das Provinzialschulkollegium obigen Vorstellungen sich nicht verschließt, sondern Wandel schafft.

Bildung aus Anschauung

Ein Kapitel Schopenhauer

Im Alter von 15 Jahren machte Schopenhauer unter Zurückstellung seiner Wünsche, die ihn zur Gelehrtenlaufbahn drängten, eine längere, der Vorbereitung zum Kaufmannsberuf gewidmete Reise. Die soeben im Brockhaus-Verlag, Leipzig, erschienenen Tagebücher aus jener Zeit enthalten als Einführung einen von Schopenhauer später verfaßten „Lebenslauf", in dem er u. a. schreibt:

Es leuchtet ein, daß mir durch diese lang andauernde Reise zwei Jugendjahre, welche sonst zur Erlernung der klassischen Lehrfächer und Sprachen verwendet zu werden pflegen, in dieser Hinsicht nutzlos verstrichen, und dennoch zweifle ich heute noch, ob nicht eine Frucht jener Reise mir zugute gekommen ist, die jenen verlorenen Vorteil vollständig ausgleicht, ja überwiegt. Denn gerade in den Jahren der erwachenden Mannbarkeit, in welchen die menschliche Seele sowohl Eindrücken jeder Art am meisten offen steht, als nach der Aufnahme und Erkenntnis der Dinge am stärksten verlangt und neugierig ist, wurde mein Geist nicht, wie gewöhnlich geschieht, mit leeren Worten und Berichten von Dingen, von denen er noch keine richtige und sachgemäße Kenntnis haben konnte, angefüllt und auf diese Weise die ursprüngliche Schärfe des Verstandes abgestumpft und ermüdet, sondern statt dessen durch die Anschauung der Dinge genährt und wahrhaft unterrichtet, und lernte daher, was und wie die Dinge seien, früher als er die über ihre Beschaffenheit und Veränderung fortgepflanzten Meinungen in sich aufgenommen hatte. Besonders erfreue ich mich dessen, daß mich dieser Bildungsgang frühzeitig daran gewöhnt hat, mich nicht mit den bloßen Namen von Dingen zufrieden zu geben, sondern die Betrachtung und Untersuchung der Dinge selbst und ihre aus der Anschauung erwachsende Erkenntnis dem Wortschalle entschieden vorzuziehen, weshalb ich später nie Gefahr lief, Worte für Dinge zu nehmen.

Das Dollar-Preisausschreiben

Vor einiger Zeit konnten wir berichten, daß ein Berliner Schüler in einem Preisausschreiben siegreich gewesen war, das die „Amerikanische Liga für staatsbürgerliche Erziehung in der Schule" veranstaltet hatte. Auch in diesem Jahre ist wieder ein solches Preisausschreiben veranstaltet worden. Das Thema des einzureichenden Aufsatzes lautet für höhere Schulen und Seminare „Eine Vereinigung der Welt, die zur Pflege internationaler Verständigung erziehen soll", und für Gemeindeschulen: „Die Mittel zur Vervollkommnung der Zivilisation, und wie sie für ein Weltvölkerrecht nutzbar gemacht werden können." Die drei besten Arbeiten jeder Gattung werden mit 75, 50 oder 25 Dollars ausgezeichnet (zurzeit etwa 9, 6 oder 3 Millionen Mark). Einzelheiten erfährt man durch Mrs. Fannie Fern Andrews, 405 Marlborough Street, Boston, Massachusetts, U. S. A.

Unsere Spielkarten

Ihr Ursprung und ihre Geschichte

(Schluß aus Nr. 148.)

Bis zum Jahre 1767 waren die Rückseiten der Karten weiß. Deshalb benutzte man sie auch vielfach zu Mitteilungen an Stelle der bekannten Visitenkarten. Erst der Engländer John Berkenhout erfand in dem genannten Jahre die sogenannte Musierung der Rückseite, und die in Delfarben lithographierten Spielkarten sind eine Erfindung des Franzosen de la Rue aus dem Jahre 1832.

Von den vielen Redensarten und Redewendungen, die mit dem Kartenspiel in Verbindung zu bringen sind, seien hier nur einige erwähnt, die entweder zu irrtümlichen Umlautungen im Volksmunde Veranlassung gegeben haben oder sonst nicht ohne weiteres verständlich sind.

Allgemein spricht man von einer „abgekarteten Sache" oder von einem „abgekarteten Spiel" und meint damit eine Angelegenheit, die vorher in unehrlicher Weise, zum Schaden eines Dritten, besprochen und gekennzeichnet war. Dieser Ausdruck, der aus Mecklenburg stammt, hat mit „Kater" nichts zu tun; denn er bezieht sich ursprünglich auf das Kartenspiel und heißt demgemäß richtig „abgekartet".

Ein beliebtes Kartenspiel ist heute z. B. das Skatspiel. Die Ableitung dieses Wortes aus althochdeutsch „Staz" (= Schatz) wie einige annehmen, ist deshalb unwahrscheinlich, weil jene Wörter in älterer Zeit „Geldstück, Münze" bedeuten, dann auch, weil es sehr weit hergeholt wäre, die beiden Karten, die „im Skat liegen", als Schatz zu bezeichnen. Sehr einleuchtend dagegen ist die Ableitung vom französischen „écart, écarté", altfranzösisch „escart", einer Zusammenziehung aus lateinischen „ex" (= aus) und „carta" (= Karte), also „herausgelegte Karte". Gleichen Ursprungs ist übrigens auch das italienische „scartata", woraus unser „Scharteke" (= unnütze, unbedeutende Schrift) entstanden ist.

Nach einer anderen Annahme, die viel für sich hat, wäre das Wort Skat aber aus dem Slawischen herzuleiten. Dort bedeutet nämlich „skot" — das slawische „o" geht bei Umlautung ins Deutsche in „a" über — soviel wie: „nach Wunsch" oder „zur Wahl". Da aber „skot" als Schimpfwort auch „Schafkopf" bedeutet, so ergibt sich hier gleichzeitig auch die Erklärung für die Bezeichnung des allgemein bekannten Kartenspiels „Schafkopf", dessen Art und Weise ja im wesentlichen mit denen des Skatspiels übereinstimmt.

Der Erfinder des Skatspiels ist der Altenburger Rechtsanwalt Friedrich Ludwig Hempel, der es im Revolutionsjahr 1848 zuerst beschrieb. Der Eigentümlichkeit wegen mag hier erwähnt sein, daß mit Hilfe der bei diesem Spiel verwendeten 32 Karten genau 2753 Billionen 294 Milliarden 408 Millionen und 204 640 verschiedene Spiele (Kartenfolgen) möglich sind.

Um eine Vorstellung von der Größe dieser Zahl zu erhalten, sei darauf hingewiesen, daß, wenn die ganze lebende Menschheit nichts weiter zu tun hätte, als Tag und Nacht Skat zu spielen, und zwar so, daß immer drei zusammenspielen und ein Spiel durchschnittlich in fünf Minuten erledigt wäre, 52 bis 53 Jahre dazu nötig sein würden, um alle möglichen Kartenverteilungen einmal durchzuspielen. Wenn aber die Bewohner Altenburgs, des Geburtslandes des Skatspiels, diese Aufgabe praktisch zu erledigen hätten, so würden sie fünf- bis sechshundertausend Jahre (!) gebrauchen, ehe sie sagen könnten, daß jedes denkbare Skatspiel in Altenburg gespielt sei. —

Ist einer beim Kartenspielen „be(e)st" geworden, so ist er eben der Dumme gewesen; denn „bête" heißt im Französischen „dumm". Hat jemand dagegen beim Spiel viele oder gar alle Stiche erhalten, so hat er wohl einen „Ramsch" gespielt. Ramsch ist nun wieder aus der volkstümlichen Aussprache des französischen „ramas" (= Haufe) oder „ramasser" (= zusammenraffen) entstanden.

Nach landläufiger Ansicht soll der Ramsch gerade das Spiel sein, bei welchem am meisten „gemogelt" wird. Mogeln kommt vom niederdeutschen „smokeln" (= schmuggeln), das mit „smiugen" (= schmiegen) verwandt ist, also etwas an eine Stelle bringen bedeutet, an die es eigentlich nicht hingehört.

Das, was der Deutsche beim Kartenspiel verblümt „mogeln", unverblümt „betrügen" nennt, umschreibt der Franzose mit „corriger la fortune" (= das Glück verbessern). Leutchen, die aus diesem Glück verbessern früher ein Gewerbe machten, nannte man „Bängtiner", worunter man heute eigentlich einen heruntergekommenen Bettler versteht.

Zum Schluß sei noch der „Lachs" des Kartenspiels erwähnt, dem man irrtümlicherweise heute schon zum „Bierlachs" gemacht hat, was eigentlich ein Unding ist; denn ehemals wurde immer um einen Schnaps, „Lachs" genannt, gespielt, womit man den feinen Branntwein bezeichnete, der besonders im „Lachs" zu Danzig hergestellt wurde. Unter diesem Namen kannte ihn schon Lessing, der ihn in seiner „Minna von Barnhelm" (I. 511) einen „beritablen Danziger" nennt. —

Artur Streich

Verantwortliche Redakteure: für innere Politik, Feuilleton und die Beilagen: Karl Peter; für auswärtige Politik: Carl v. Ossietzky; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Blattes: Heinrich Heppenheimer; für den Inseratenteil: Paul Grätz; sämtlich in Berlin. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.
Druck und Verlag: Rudolf Mosse, Berlin.